

FETT
NÄP
FCHEN
FÜH
RER

**CON
BOOK.**

Fettnäpfchenführer China
Der Wink mit dem Hühnerfuß
ISBN 978-3-95889-188-3

Anja Obst, 1967 in Lübeck geboren, studierte Wirtschaftssinologie in Bremen. Ihre anschließende Arbeit führte sie nach China, wo sie von 1998 bis 2011 in der Hauptstadt Peking lebte. Dort arbeitete sie viele Jahre im ARD-Auslandsstudio und als Wirtschaftsberaterin. Dabei zog sie es von Anfang an vor, nicht in der oftmals isolierten Welt der Ausländer zu leben, sondern zwischen den Einheimischen in einem *hútòng* – einem Pekinger Altstadtviertel. So »mittendrin« war sie inspiriert, ihrer Leidenschaft, dem Schreiben, nachzugehen. Als Journalistin schreibt sie für Zeitungen und Magazine, 2009 wurde sie China-Korrespondentin für das Magazin »Focus«. 2011 brach sie ihre Zelte in Peking ab und fuhr, nach einer kurzen Stippvisite in Deutschland, nach Spanien weiter. Seit 2018 lebt sie wieder in ihrem Heimatland, auch wenn dies meist nur eine Basis ist, von der aus sie durch die Weltgeschichte reist.

Fettnäpfchenführer China
Der Wink mit dem Hühnerfuß
ISBN 978-3-95889-188-3

CHI NÄP FÜH RER

NA

DER WINK MIT DEM HÜHNERFUSS

ANJA OBST

Fettnäpfchenführer China
Der Wink mit dem Hühnerfuß
ISBN 978-3-95889-188-3

Fettnäpfchenführer China
Der Wink mit dem Hühnerfuß
ISBN 978-3-95889-188-3

INHALT

PROLOG	9
1 MÍNG BÙ XŪ CHUÁN	13
Einen Namen zu Recht tragen	
2 YÌ KǒU TÓNG SHĒNG	20
Wie aus einem Munde	
3 TIĒ CHŭ CHÉNG ZHĒN	28
Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg	
4 CHĪ HĒ WÁN LÈ	35
Sich dem Genuss hingeben	
5 CHĒ SHUǐ Mǎ LÓNG	44
Lebhafter Verkehr	
6 SǎO TÀ Yǐ YÍNG	53
Sich auf einen Gast freuen	
7 HǎO SHÌ DUŌ MÓ	61
Gute Dinge, viele Hindernisse	
8 XIÁ BÙ YǎN YÚ	71
Eine kleine Schwäche tut dem Ganzen keinen Abbruch	
9 GUĀ SHŪ DÌ LUÒ	80
Zur rechten Zeit fällt alles leicht	
10 SĪ SĪ RŪ KÒU	88
Sehr sorgfältig arbeiten	

- 11 **QIĀN WÀN MǎI LÍN** 97
Gute Nachbarn sind teuer
- 12 **YĪ LIǎO BǎI LIǎO** 106
Ist das Hauptproblem gelöst, lösen sich alle anderen wie von selbst
- 13 **YĪ Zì QIĀN JĪN** 116
Jedes Wort ist sein Gewicht in Gold wert
- 14 **CHĪ QIÀN ZHǎNG ZHì** 124
Aus Fehlern wird man klug
- 15 **JIÉ WÀi SHĒNG ZHĪ** 130
Neue Probleme tauchen unerwartet auf
- 16 **LUÀN QĪ BĀ ZĀO** 136
Chaos
- 17 **WÀN RÉN KōNG XIÀNG** 143
Die ganze Stadt ist auf den Beinen
- 18 **YÓU SHǒU HÀO XIÁN** 151
Herumhängen und den Müßiggang mögen
- 19 **FÈN BÙ GÙ SHĒN** 157
Die eigene Sicherheit außer Acht lassen
- 20 **TĪNG TIĀN YÓU MìNG** 165
Dem Himmel sein Schicksal überlassen
- 21 **QŪ ZHĪ KĒ SHŭ** 177
Etwas an einer Hand abzählen können
- 22 **NŪ FÀ CHōNG GUĀN** 183
So wütend sein, dass einem der Hut hochgeht

- 23 **SĀN CHÁ LIÙ FÀN** 189
Gästen sehr entgegenkommend sein
- 24 **DUÌ ZHÈNG XIÀ YÀO** 199
Die passende Medizin für ein Wehwehchen
- 25 **JIĀNG CUÒ JIÙ CUÒ** 208
Was falsch ist, ist falsch
- 26 **JĪN CHÉNG TĀNG CHÍ** 215
Eine uneinnehmbare Festung
- 27 **QIÁNG Nŭ ZHĪ MÒ** 224
Kräfte lassen nach
- 28 **QIÚ QUÁN ZÉ BÈI** 234
In jeder Beziehung nach Perfektion streben
- 29 **LŬ SĪ SHUÍ SHŌU** 243
Wer setzt sich durch?
- 30 **SHÌ DÀO LÍN TÓU** 253
Im letzten Augenblick
- 31 **FÚ RÓNG BĪNG DÌ** 263
Ein Herz und eine Seele
- 32 **ÀI WŪ JÍ WŪ** 275
Alles an jemandem lieben
- 33 **MÓ DĪNG FÀNG ZHŌNG** 286
Sklave eines anderen sein
- 34 **HUÀ LÓNG DIǎN JĪNG** 296
Das Tüpfelchen auf dem I

35	WÙ Yǐ LÈI JÙ	303
	Gleich und Gleich gesellt sich gern	
36	BĚI JĪNG KǎO YĀ	311
	Peking-Ente	
37	GUĀN HUÁI BÈI ZHÌ	320
	Sich um jemanden aufopferungsvoll kümmern	
38	BÙ XŪ Cǐ XÍNG	330
	Die Reise hat sich gelohnt	
	ANHANG	339
	10 Dinge, die man getan haben muss	
	ANHANG	342
	Glossar	

PROLOG

Kulturelle Unterschiede treffen jeden, der in ein fremdes Land reist. Sie können so banal sein wie ein einfaches Glas Wasser.

Es ist der 23. März 1999. Gerade bin ich auf dem kleinen Flughafen Münster-Osnabrück gelandet. Meine deutschen Freunde, Hilde und Robby, empfangen mich mit einem strahlenden Lächeln und nehmen mich herzlich in den Arm. Neugierig schaue ich mich um. Alles ist ganz sauber und ordentlich, es sind kaum Leute zu sehen. Ganz anders als am Flughafen in Peking.

»Bist du müde, Song? Oder hast du spontan Lust, zu einer Geburtstagsfeier zu gehen?«, fragt Hilde.

Die lange Reise über Paris war zwar anstrengend gewesen, aber ich bin gespannt auf eine deutsche Party. Natürlich sage ich zu.

Dort angekommen, fragt mich die Gastgeberin, was ich trinken möchte. Nach der langen Reise bin ich durstig und bitte einfach um ein Glas Wasser. In Peking ist es selbstverständlich, dass einem auf diese Bitte ein Glas *heißes* Wasser gereicht wird. Ich dagegen erhalte ein Glas mit einer sprudelnden, klaren Flüssigkeit. Ist das

mein Wasser? Die Gastgeberin schaut mich einladend an, und ich nippe vorsichtig. Das Wasser ist kalt und prickelt im Mund. Wie ungewöhnlich! Das deutsche Wasser schmeckt ganz anders als die chinesische Version.

Als ich mich umschaue, fallen mir weitere Kuriositäten auf. Viele Gäste sind gekommen, doch sie stehen in kleinen Grüppchen zusammen, nicht, wie in China, in einer großen Runde. Es wird gelacht und geredet, doch alles klingt gedämpft und zurückhaltend. Ein Treffen mit Freunden oder der Familie würde sich in meiner Heimat dagegen sehr lautstark abspielen.

Auf dem Tisch liegt eine hübsche Decke und überall stehen die Gläser auf kleinen, runden Tellerchen aus Pappe oder Plastik. Kleine Snacks stehen zum Knabbern bereit. Wann wohl das richtige Essen serviert wird? Außerdem frage ich mich, ob vielleicht der Strom ausgefallen ist. Statt Lampen brennen überall Kerzen – komisch, mein kaltes Wasser beweist doch, dass der Kühlschrank zu funktionieren scheint ...

An diesem ersten Tag in Deutschland gehe ich sehr müde und mit sehr vielen Fragezeichen ins Bett.

Zwölf Jahre später. Mittlerweile lebe ich in Düsseldorf. Erneut bin ich auf eine Geburtstagsparty eingeladen. Dieses Mal in Peking.

Als ich dazustoße, ist die Party schon in vollem Gange. Ich setze mich neben eine Freundin in die große Runde, die sich gemeinsam über ein Thema unterhält. Es wird dazwischen geredet und unterbrochen, jeder beteiligt sich und fordert, wenn es sein muss auch lautstark, sein Rederecht ein. Das Zimmer ist von einer zentralen Neonröhre hell erleuchtet. Die Gastgeberin ruft zu Tisch, und ohne uns gegenseitig einen guten Appetit zu wünschen, lassen wir uns die vielen verschiedenen Gerichte schmecken. Der Tisch biegt sich vor lauter Köstlichkeiten, es bleibt kaum Platz, das Glas mit heißem Wasser oder Tee abzustellen. Unsere Reisschalen müssen wir in den Händen halten. Das Gespräch ist fast verstummt. Die ganze Konzentration gehört dem

bunten Essen vor uns. Eine halbe Stunde später ist der ›Kampf‹ beendet. Alle sind satt und zufrieden, viele Speisen sind noch übrig. Die Gastgeberin freut sich.

In China ist das Essen ›ergebnisorientiert‹. Nur der Geschmack und die Menge sind wichtig. In Deutschland dagegen ist ein gemeinsames Essen ›erlebnisorientiert‹. Da kommt es neben den Gerichten vor allem auf die Gesellschaft und die Unterhaltung an.

Nach dem Essen packen alle mit an und räumen die Reste zusammen. Innerhalb von zwanzig Minuten ist alles wieder sauber, auch der Tisch, der beim Essen natürlich nicht von Deckchen und Untersetzern geschützt war.

Die Gastgeberin serviert Tee und erneut entbrennt ein lautes Gespräch unter den Gästen. Als mich eine Freundin fragt, ob ich morgen mit ihr einkaufen gehen möchte, räume ich verduzt ein, dass doch Sonntag sei. Genauso verduzt entgegnet sie: »Na und?« Ich erinnere mich, in Peking gibt es kein Ladenschlussgesetz. Die Geschäfte sind bis spät in die Nacht und auch am Wochenende geöffnet.

Ich stelle fest, dass Deutschland nach vielen Jahren deutliche Spuren bei mir hinterlassen hat. Ich trinke kaltes Mineralwasser, habe Tischdecken und verwende Untersetzer. Und trotz lückenloser Stromversorgung zünde ich gerne Kerzen an. Sonntags ruhe ich mich aus, mein Auto wasche ich in der Woche, wenn ich mit dem Einkaufen fertig bin.

Meine chinesischen Freunde in Peking sind entsetzt, wenn ich nach einem opulenten Mahl einen eiskalten Jägermeister trinke. Ich finde das mittlerweile völlig normal.

Warum soll man eigentlich nicht die kulturellen Unterschiede nutzen, sich die schönsten herausuchen und diese dann nach eigenen Wünschen kombinieren?

*Mi, Song
Diplom-Volkswirtin und Germanistin
November 2012, Düsseldorf*

SAG ES DURCH DIE BLUME

Die Überschriften der einzelnen Kapitel bestehen aus den in China sehr beliebten Redewendungen, sogenannten *chéngyǔ*. Sie haben meistens nur vier Silben, die als Metapher dienen und oft sehr blumig sind. Einige, wie gleich die erste Überschrift, sind wörtlich zu verstehen. Andere dagegen ergeben übersetzt eigentlich gar keinen Sinn. Ihre Bedeutung erschließt sich dem Hörer nur, wenn er die passende Legende dazu kennt. So gibt der schöne Ausdruck *mǎmǎ hūhū*, wörtlich übersetzt ›Pferd Pferd Tiger Tiger‹, vielen erst einmal Rätsel auf. Dass dahinter der Terminus ›nicht besonders‹ steckt, wird erst klar, wenn die Entstehungsgeschichte bekannt ist: Ein prähistorischer Maler steht vor seiner Kohlezeichnung, auf der sein Mitbewohner ein Pferd erkennt. Ein zweiter Höhlenmensch sieht aber einen Tiger. Nun streiten sich beide und wiederholen immer wieder ›Pferd, Pferd!‹, ›Tiger, Tiger!‹. Einig sind sie sich nur bei dem Talent des Künstlers: Das ist nicht besonders!

1

MÍNG BÙ XŪ CHUÁN

EINEN NAMEN ZU RECHT TRAGEN

名不虛傳

Nach neun Stunden Flug ist Peter Auer froh, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Ein halbes Jahr Studium und Praktikum in Chinas Hautstadt Peking liegen vor ihm und er ist ganz aufgeregt. Und dank seiner, wenn auch noch recht dürftigen Chinesischkenntnisse, versteht er sogar die Ansage aus dem Lautsprecher: ›Herzlich willkommen auf dem Flughafen Peking, Terminal drei.‹

ÜBRIGENS

Lange Zeit, knapp 40 Jahre bis zum Jahr 1999, kam Peking mit nur einem Terminal aus. Steigende Zahlen von Touristen und Geschäftsleute machten einen Umbau notwendig, und es entstand Terminal 2, nur ein paar Meter um die Ecke. Mit dem Zuschlag, die Olympischen Spiele 2008 auszurichten, musste Peking die Infrastruktur ausbauen. Mittlerweile war die Zahl der Fluggäste von 20 Millionen im Jahr 2000 auch schon auf 54 Millionen im Jahr 2007 gestiegen. Um dem Ansturm der zu erwartenden Besucher gewachsen zu sein, baute Norman Foster das drachenförmige Terminal 3, welches im März 2008 den Passagieren seine Türen öffnete.

Oh Schreck, Terminal drei! Er soll doch abgeholt werden und hatte vergessen, Bescheid zu sagen, wo er landet. Dummerweise besitzt er weder eine Adresse, noch chinesisches Geld. Letzteres kann er zwar mit Sicherheit am Flughafen tauschen – aber wie soll er bloß seine Universität finden?

Noch grübelnd steigt Peter in die Flughafenbahn, welche die Passagiere von den Flugsteigen zur Ankunftshalle transportiert, sammelt dann sein Gepäck ein und geht zum Ausgang. Völlig verdutzt starrt er auf das Schild mit seinem Namen und dem dazugehörigen kleinen Chinesen.

»Hallo, ich bin Peter Auer«, sagt er auf Englisch.

»Guten Tag, ich bin Xiao Li«, kommt es in fast perfektem Deutsch zurück.

Peter kommt aus dem Staunen gar nicht heraus. Weder hat er die glückliche Fügung erwartet, einen Fahrer hier anzutreffen, noch dass dieser so gut Deutsch kann.

»Ich studiere Deutsch und Literatur an der Fremdsprachenuniversität Peking«, erklärt der Chineser und beschämt Peter sogleich. Hatte dieser ihn doch für einen Fahrer gehalten. Mit beiden Händen hält Xiao Li dem jungen Deutschen seine Visitenkarte hin, die Peter mit links – rechts trägt er seinen Koffer – annimmt und gleich in seiner Jackentasche verschwinden lässt. Xiao Li schluckt kurz, ist jedoch höflich genug, Peter diesen ersten Fauxpas zu entschuldigen.

In China übergibt man Visitenkarten mit beiden Händen und empfängt sie auch ebenso. Außerdem darf man die Karte des Gegenübers nicht sofort wegpacken, sondern sollte sie erst einmal interessiert studieren, auch wenn das Interesse nicht so groß sein sollte. Der Kleine Li entschließt sich, dieses Verhalten auf Peters Unwissenheit zu schieben und übersieht die Taktlosigkeit.

Xiao Li lotst ihn zu einem wartenden Auto, und los geht Peters erste Fahrt in Peking.

»Woher wussten Sie eigentlich, an welchem Terminal ich lande?«, fragt Peter den neuen Kommilitonen.

»Ganz einfach«, antwortet Xiao Li, »jedes Terminal wird von festgelegten Fluggesellschaften angefliegen. Und da ich ja Ihre Flugnummer hatte, wusste ich, dass Sie auf T3 landen.«

Im wilden Zickzack um die anderen Verkehrsteilnehmer herum brausen sie auf der sechsspurigen Autobahn, die von kahlen Bäumen gesäumt ist, Richtung Stadt.

Peter fühlt sich erschlagen von den vielen Eindrücken. Die Regel, rechts fahren, links überholen, scheint hier nicht zu existieren. Jeder fährt, wo Platz ist und wo es am schnellsten erscheint. Die Fahrer nehmen dafür gerne in Kauf, dass sie fast sekundlich die Fahrbahn wechseln. Auch dass die Bäume alle wie mit dem Geodreieck angepflanzt sind, fällt dem Deutschen auf.

ÜBRIGENS

In Peking gibt es nur wenig natürlichen Baumbestand. Aus vielen Gründen, Platz- und Holzmangel sind nur zwei, wurden früher die meisten Bäume gefällt. Als man merkte, dass die Stadt immer mehr versandete, da keine Wurzeln die lose Erde festhielten, pflanzte man wieder neue Bäume. Und weil alles seine Ordnung haben musste, schön in Reih und Glied.

Das ständige Hupkonzert macht es Peter zudem schwer, sich auf die Erklärungen Xiao Lis zu konzentrieren. Xiao Li, genau! Plötzlich ist er neugierig, was denn eigentlich auf der Visitenkarte des Studenten draufstehen mag. Umständlich kramt er sie hervor und liest:

Li Caibo

Wissenschaftler für Sprache und Literatur

Fremdsprachenuniversität Peking

Danach folgen noch die Adresse und eine Telefonnummer. Komisch, denkt Peter, hatte er nicht gesagt, er hieße Xiao Li? Warum steht denn das *Xiao* hier gar nicht? Und merkwürdig, dass er sich mit dem Vornamen vorstellt und *Sie* sagt.

ÜBRIGENS

Visitenkarten sind in China ein Muss. Wer keine hat, ist auch nichts. Und scheuen Sie sich nicht davor, auch mal *Manager* zu sein. Je hochgestochener Ihre Position, desto mehr Eindruck machen Sie. Natürlich muss dies im Rahmen der Wahrheit sein – ein Student der Sprachen forscht ja aber auch so manches Mal nach dem richtigen Wort. Warum soll er sich dann nicht *Wissenschaftler* nennen?

Um dem Mysterium auf den Grund zu gehen, bleibt Peter nichts anderes übrig, als zu fragen.

Xiao Li steht ihm gern Rede und Antwort und erklärt: »In China steht der Nachname immer zuerst. Ich heiße also *Li* und mit Vornamen *Caibo*. Das *xiǎo* ist ein oft benutzter Zusatz. Es bedeutet klein. Es gibt auch *lǎo*, das bedeutet *alt* – oder besser *ehrwürdig*. Aber ich bin noch nicht so ehrwürdig, also nennen mich alle *Xiao Li*, Kleiner Li.«

Jetzt ist Peter noch beschämter. So eine leichte Vokabel wie *klein* hat er natürlich schon längst gelernt. Dass er da nicht von selber drauf gekommen ist!

»Sie können die Leute auch mit ihrem Titel anreden«, fährt der Kleine Li fort, »wie Meister, *shīfu*, oder Lehrer, *lǎoshī*. Davor steht der Nachname, nicht wie im Deutschen danach. Also *Wang shīfu*, Meister Wang. Vornamen benutzt man nur im Familien- und ganz engen Freundeskreis.«

Nach dem Schreck einer Vollbremsung des Fahrers, weil sich ein anderes Auto ohne zu blinken bei voller Fahrt direkt vor sie gesetzt

hat, nimmt der Kleine Li das Thema wieder auf. »Ich war so frei, mir für Sie auch schon mal einen Namen auf Chinesisch zu überlegen. Was halten Sie von *Ai Hua*? Es klingt ja so ähnlich wie Auer.«

Peter wiegt den Kopf überlegend hin und her. Oder wackelt der wegen des schnellen Zickzack-Kurses des Fahrers?

»Es bedeutet ›*China lieben*‹«, übersetzt der Kleine Li ungerührt der Schaukelei. »Viele Ausländer übersetzen ihre Namen einfach nur phonetisch, aber sie achten nicht auf die Bedeutung. Die ist genauso wichtig wie ein guter Klang. Viele Namen sind ja richtig kompliziert für Chinesen, wie *Schmitz* zum Beispiel.«

Peter schaut verwundert auf den Kleinen Li und stößt sich, dank einer plötzlichen Bewegung, den Kopf am Haltegriff. Schmitz ist doch so ein simpler Name!

»Um Schmitz phonetisch zu übersetzen, braucht der Chinese vier Zeichen: *She mi te se*.«

ÜBRIGENS

Im Chinesischen gibt es keine Silben, die einen mehrfachen Konsonanten hintereinander haben. Außer bei der Endung ›*ng*‹, wie z. B. bei *ming* oder *bang*, werden alle Konsonanten von einem Vokal begleitet. Diese Endung ist neben ›*n*‹, wie z. B. bei *lan* oder *wen*, auch die einzige Variante, die nicht mit einem Vokal abschließt. Darum erfordern phonetische Übersetzungen, wie bei dem Namen Schmitz, mehrere Silben, also auch Schriftzeichen. Es gibt zudem keine Silbe, die länger als sechs Buchstaben ist.

Und schön klingt es auch nicht, denkt Peter.

»Und schön klingt es auch nicht«, sagt der Kleine Li. »Und dann fehlt ja noch der Vorname! Ihr Name klänge phonetisch übersetzt auch eher seltsam. Eventuell so was wie: *Peite'er Aoe*. Oder *Bide Aoe*. Bide ist praktisch die chinesische Übersetzung von Peter.«

Und hört sich an wie *Bidet*, fügt Peter im Stillen hinzu. Nein, nein, er braucht keine weitere Überredungskunst. Ob er es tatsächlich tun wird, stellt sich zwar erst irgendwann heraus, aber sein chinesischer Name soll es ruhig schon prophezeien: Er wird ›*China lieben*‹ heißen.

Namen sind nicht Schall und Rauch

Ganz im Gegenteil! Da die Anzahl der Nachnamen sehr begrenzt ist – es gibt nur rund siebenhundert – legen die Eltern großen Wert darauf, ihren Sprösslingen sowohl wohlklingende als auch bedeutungsschwangere Namen zu geben. Einige gehen so weit, einen Wahrsager aufzusuchen, der sie bei der Namensgebung beraten soll. Dieser versucht dann, anhand der Geburtszeit und des Sternzeichens etwas Passendes zu finden. Glück soll es verheißen und große Dinge herbeizaubern. Auf dem Namen kann also eine große Last liegen: Die Zukunft soll vielversprechend sein, dem Reichtum die Türen geöffnet werden oder das Kind eine wünschenswerte Eigenschaft entwickeln.

Auf dem Land werden Töchter zum Beispiel gerne *Zhaodi*, ›einen kleinen Bruder suchen‹, genannt. Kinder in der Stadt sollen durch ihre Namensgebung reich und intelligent werden, wie zum Beispiel auch der Kleine Li. Sein Vorname, *Caibo*, bedeutet ›Reichtum und Welle‹. Seine Eltern hoffen, dass er irgendwann auf der Woge des Geldes dahin schwimmt.

ÜBRIGENS

Kinder und damit auch die frühere Ein-Kind-Politik Chinas sind ein langes, eigenständiges Thema, siehe dazu auch Kapitel 15 ›*Jié Wài Shēng Zhī*‹. Daher nur kurz: Bauern auf dem Land, aber auch noch viele Menschen in der Stadt, hofften darauf, dass ihr einziges Kind

ein Sohn sein wird. Töchter verlassen mit der Heirat das Haus der Eltern, Söhne bleiben, bringen sogar mit der Eheschließung eine weitere Arbeitskraft nach Hause und sichern somit den Lebensabend der Eltern. War das Erstgeborene eine Tochter und durfte die Familie aufgrund einiger Ausnahmeregeln ein zweites Kind bekommen, war kein Name besser für die Tochter als ›den Kleinen Bruder suchen‹.

Früher, als China in verschiedenen politischen Turbulenzen steckte, waren entsprechende Vornamen aktuell. Kinder, die um 1949, zur Gründungszeit der Volksrepublik China, geboren wurden, hießen oft *Jiefang*, Befreiung, oder *Guoqiang*, Landesverteidigung. Zugegeben, keine sehr liebevolle Namen. Während der Kulturrevolution, die 1966 begann, waren dann Namen wie *Hong*, rot, oder *Geming*, Revolution, sehr beliebt. Später, mit der wirtschaftlichen Öffnung Chinas Anfang der 1980er-Jahre, nahmen westlich klingende Namen wie *Mali* in Anlehnung an Mary zu.

Irgendwann kam die Idee auf, den Kindern auch sehr spezielle Namen zu geben, was sich vor allem auf die Schreibweise bezog. Dieser Kreativitätsschub warf allerdings ein unvorhergesehenes Problem auf: Bei der Umstellung der Behörden auf elektronische Datenverarbeitung fehlten ihnen diese ungewöhnlichen Zeichen in ihrem Schreibprogramm. Ihre Computer waren nur mit den gebräuchlichsten Zeichen ausgerüstet, die Ausstellung eines Personalausweises wurde somit zu einem unmöglichen Vorhaben. Bei der Frage nach der Problemlösung zuckten die Beamten meist nur mit den Schultern. Sie empfahlen, den Namen zu ändern. Umsonst war somit die Mühe, einen verheißungsvollen Namen gefunden zu haben.

Darüber, ob sich deswegen das Schicksal des Trägers zum Schlechten gewendet hat, gibt es aber keine Informationen.

2 YÌ KǒU TÓNG SHĒNG

WIE AUS EINEM MUNDE

异口同声

Obwohl es bitterkalt ist, entschließt sich Peter, den Campus und die nähere Umgebung der Universität zu erkunden.

Dick eingemummelt stapft er los und ist schon nach wenigen Metern überrascht, wie viele Chinesen trotz der Kälte draußen ausharren, anscheinend ohne eine bestimmte Aufgabe. Meist sind es Pärchen, die sich einen windstillen und sonnigen Platz gesucht haben und miteinander tuscheln. Zwei kichernde, Arm in Arm eingehakte Chinesinnen kommen ihm entgegen.

ÜBRIGENS

Im Gegensatz zu Peters luxuriösem Zweibettzimmer wohnen die meisten chinesischen Studenten in Mehrbetträumen mit bis zu zehn Bewohnern. An Privatsphäre ist dort natürlich nicht zu denken. Um den Liebsten zu sehen oder auch nur mal in Ruhe mit der Freundin zu quatschen, bleibt den meisten nichts anderes übrig, als sich draußen zu treffen.

»Hello«, sagt die eine schüchtern, was einen erneuten Kicheranfall bei ihnen auslöst.

Höflich grüßt Peter zurück, worauf die beiden stehen bleiben und auf Englisch fragen: »Wo kommst du her?«

»Aus Deutschland«, antwortet Peter.

»Was machst du hier?«

Auch dies beantwortet Peter geduldig und auch ein wenig aufgeregt, sind es doch neben dem Kleinen Li die ersten Kontakte, die er knüpft.

»Wie alt bist du?«

Huch, das ist nun ja schon ein wenig direkt. »Fünfundzwanzig«, verrät Peter dann dennoch nach einem kurzen Zögern.

»Bist du verheiratet?«

Wollen die beiden etwa mit ihm flirten, geht es Peter durch den Kopf. »Äh, nein.« Sein Zögern verlängert sich ein wenig.

»Hast du Geschwister?« Fragend sieht er die beiden an.

»Warum wollt ihr das denn alles wissen?«, fragt er zurück.

Als Antwort kommt nur ein Kichern, und die eine Chinesin beendet die Möglichkeit, sich noch näher zu kommen und zieht schnell ihre Freundin fort.

Kopfschüttelnd geht Peter weiter, verlässt den Campus und findet sich alsbald auf einer großen Straße mit Baustellen wieder. Er kramt seinen Stadtplan hervor, um sich zu orientieren. Dabei wird er von einer Gruppe Wanderarbeiter neugierig beobachtet.

WANDERARBEITER

Mit dem Bauboom in China kam die Flut der Wanderarbeiter in die Städte. Dabei handelt es sich um Bauern aus ärmeren Provinzen, die hoffen, in der Großstadt finanzielles Glück zu finden. Nach der wirtschaftlichen Öffnung Chinas 1980 durch Deng Xiaoping war die Zahl der Migranten von 2 auf fast 300 Millionen gestiegen. Mit einem

Monatslohn von durchschnittlich 400 Euro waren sie auf Baustellen und in Fabriken beliebte Arbeitskräfte. Da die meisten von ihnen illegal in den Städten leben und überwiegend ungebildet sind, haben korrupte Arbeitgeber ein leichtes Spiel. Sie nehmen ihnen die Personalausweise ab, verweigern die Ausstellung eines Arbeitsvertrages und zahlen mitunter die Gehälter nicht aus. Durch diese Willkür sind viele in einem Teufelskreis gefangen, in dem sie weder rechtlich gegen die Ungerechtigkeiten vorgehen können, noch sich trauen, einfach zu gehen, da sie immer noch auf den ausstehenden Lohn hoffen. Mittlerweile gibt es Rechtsanwälte, die sich für die Wanderarbeiter einsetzen. Da aber eine legale Eingliederung der Arbeiter sowohl finanzielle als auch soziale Folgen hat, ist die Stadtregierung in Peking mittlerweile dazu übergegangen, sie aus der Hauptstadt zu drängen.

Ein junger Mann bleibt stehen und fragt: »Kann ich Ihnen helfen?«

Erfreut über die Hilfsbereitschaft lehnt Peter dennoch dankend ab, er würde seinen Weg schon finden.

»Wo kommen Sie her?«, fragt der junge Mann. Und nach Peters Antwort folgt sofort die nächste Frage: »Was machen Sie hier in Peking?«

Peter ahnt Böses. Sollte sich das Gespräch von eben nun wortwörtlich wiederholen? Er antwortet tapfer und wartet gespannt auf die nächste Frage. Ein wenig macht ihm das Gespräch auch Spaß, zumal es jetzt auf Chinesisch ist und er seine wenigen Vokabeln ausprobieren kann. Und tatsächlich, sein Alter möchte der junge Chinese wissen, ob er verheiratet sei oder Geschwister habe. Mittlerweile hat sich die Gruppe Wanderarbeiter im Halbkreis um sie herum aufgebaut und einer von ihnen sich bereit erklärt, die Antworten in den Lokaldialekt der Arbeiter zu übersetzen. Ähnlich wie bei der stillen Post, aber mit einem korrekten Resultat, werden die Aussagen nach hinten durchgegeben, sodass auch der Letzte in der Gruppe alles erfährt.

ÜBRIGENS

Wie in Deutschland, wo es zwischen Bayerisch und Platt ja noch viele andere Dialekte gibt, existieren auch in China zahlreiche Mundarten. Und so wie der Friese Schwierigkeiten hat, den Franken zu verstehen, weiß der Shanghaier nicht, was der Kantonese gerade sagt. Außer sie unterhalten sich auf Hochchinesisch, was auch Mandarin oder *pǔtōnghuà* genannt wird. Es gibt bis zu 15 offizielle Dialekte, die aber in sich noch Unterscheidungen aufweisen. Interessant ist vor allem der kantonese Dialekt, der statt vier Tönen sechs hat und auch sonst keinerlei Ähnlichkeit mit dem Hochchinesisch aufweist. Wie gut, dass es einheitliche Schriftzeichen in China gibt!

Nachdem Peter auch Auskunft zu seinen Eltern, deren Berufen und Wohnverhältnissen preisgegeben hat, treffen ihn die nächsten Fragen doch etwas unvorbereitet: »Wie viel verdienen Sie? Und wie viel Ihre Eltern? Was kostet die Miete Ihrer Eltern? Wie viel kostet das Zimmer im Wohnheim?«

Völlig perplex erwidert Peter noch, dass er ein Stipendium bekommt, doch traut er sich nicht zu sagen, wie viel das ist. Geschweige denn, was seine Eltern verdienen. Er weiß das ja selbst gar nicht so genau. Und überhaupt: Darüber redet man doch nicht!

Für den jungen Chinesen scheinen die Fragen völlig normal – soll Peter also doch eine Summe nennen? Wirre Überlegungen schwirren durch seinen Kopf. Vielleicht könnte er weniger angeben, als er tatsächlich bekommt. Die Chinesen verdienen allgemein viel weniger, als die Deutschen. Sie haben aber auch geringere Miet- und Lebenshaltungskosten. Oder soll er es lieber ganz lassen? Vielleicht kommt ja sonst noch einer der Arbeiter auf die Idee, ihn als reich einzustufen und zu überfallen.

Während sein Kopf noch die Gedanken sortiert, führt die Zunge ein Eigenleben. »Ich habe neunhundert Euro im Monat«, hört er sich selbst sagen.

ZUM VERGLEICH

Ein durchschnittliches Monatsgehalt in Chinas Großstädten liegt zwischen 700 und 900 Euro, der Landesdurchschnitt liegt bei rund 650 Euro. Natürlich muss davon alles Notwendige bezahlt werden, aber ein Chinese rechnet selten netto. Er hört nur die Summe, die zur Verfügung steht. Welche Kosten damit gedeckt werden müssen, spielt keine Rolle. Da viele Chinesen die reinsten Sparfüchse sind, verzichten sie lieber auf Luxus wie Ausgehen oder teure Kleidung und nehmen zudem an, dass andere Nationalitäten genauso denken. Der arme Peter ist in ihren Augen somit ein Großverdiener, obwohl er in Deutschland damit nur knapp über der Armutsgrenze läge.

Ein Raunen geht durch die Menge, auch der junge Chinese ist baff, so viel hatte er nicht erwartet. Peter kämpft mit seinen Vokabeln, möchte er doch das Verhältnis seiner Kosten und Einnahmen deutlich machen. Schließlich zahlt er davon monatlich zweihundertfünfzig Euro für sein Zimmer und dreihundert Euro Studiengebühr. Da bleiben nur dreihundertfünfzig übrig, die er zum Leben hat.

»Deutschland ist reich«, weiß der junge Chinese.

Peters Versuche, alles ins rechte Licht zu rücken, scheitern an seinem Wortschatz. So gerne hätte er deutlich gemacht, dass dreihundertfünfzig Euro nicht viel sind. Jedenfalls in Deutschland. Allerdings hat er noch keine Ahnung, wie weit er mit dem Geld hier in Peking kommen wird. Er gibt aber lieber auf und verabschiedet sich von der neuen Bekanntschaft.

Als er an einem Kiosk eine Flasche Wasser kauft, wird er neugierig von dem Besitzer bäugt. Mit dem Wechselgeld kommt die Frage: »Woher kommst du?«

Fluchtartig und für den Verkäufer völlig unverständlich verlässt Peter den Verkaufsstand und beeilt sich, zurück ins Wohnheim zu kommen.

Die Neugierde der Chinesen

Abgesehen von Handelsbeziehungen blieb China immer eher für sich. Es gab kein Bestreben, andere Länder zu bekämpfen, um deren Territorien in Anspruch zu nehmen. Sie beschränkten sich darauf, Fremde daran zu hindern, das Land zu kolonialisieren oder einfach nur zu betreten. Der schönste Beweis dafür ist die Große Mauer, die eigens zu dem Zweck gebaut wurde, die Mongolen fernzuhalten. Doch was hat das mit der chinesischen Neugierde zu tun?

Natürlich gab es zu jeder Zeit Chinesen, die im Ausland lebten, studierten oder arbeiteten. Der Großteil jedoch blieb im eigenen Land. Auch waren immer sogenannte *ausländische Teufel* im chinesischen Reich, wie zum Beispiel Missionare oder auch Geschäftsleute. Die meisten von ihnen waren allerdings nicht gerne gesehen, und nur die wenigsten Chinesen hatten Kontakt mit ihnen. Für alle anderen waren Ausländer wie grüne Männchen vom Mars.

Ein Hauptgrund der eigenen Isolation war das Bestreben, sich vor schädlichen Einflüssen aus dem Ausland zu schützen. Mit der Machtübernahme 1949 durch die Kommunistische Partei kam während der Kulturrevolution zudem das Verbot auf, der Bourgeoisie zu fröhnen, wozu auch Kontakte zu Ausländern oder Eigentum ausländischer Gegenstände gehörten. Alles aus dem Ausland war verpönt. Entsprechend niedrig war auch die Zahl der Ausländer in China, ob Residenten, Geschäftsleute oder Touristen.

Mit anderen Worten, das Ausland war ein rotes Tuch und Informationen darüber dürftig oder negativ.

DIE GROSSE PROLETARISCHE KULTURREVOLUTION

Als Mao Zedong 1966 diese ›Aufräumaktion‹ startete, war sein Bestreben, die VR China von Kapitalisten, Intellektuellen und Freiden-

kern zu säubern. Niemand konnte ahnen, in welches Chaos das Land getrieben werden sollte. Jeder lief Gefahr, als Konterrevolutionär eingestuft und verhaftet oder gar getötet zu werden – auch wenn er sich vorher als Kommunist bewährt hatte.

Viele nutzten die Chance, den verhassten Nachbarn oder Lehrer zu denunzieren. Dafür reichte es, dass dieser ein amerikanisches Buch oder eine Schallplatte von Beethoven besaß. Schüler und Studenten schlossen sich zu den ›Roten Garden‹ zusammen, schlugen im Namen der Revolution Verdächtige nieder, brannten deren Häuser ab und hinterließen eine Schneise der Zerstörung.

Viele Unschuldige kamen dabei zu Tode oder waren für den Rest ihres Lebens gebrandmarkt. Schulen und Unis wurden geschlossen, die Wirtschaft lag brach. Selbst der Verkehr sollte angepasst werden: Bei *roten* Ampeln anzuhalten, widersprach der marxistischen Logik, entsprechend sollte diese Farbe nun für freie Fahrt stehen. Doch als die Fanatiker einen drastischen Anstieg von Verkehrsunfällen beobachteten, da natürlich viele aus Gewohnheit weiter bei Grün über die Straße fuhren, ließen sie von dieser Änderung wieder ab.

Erst nach zehn Jahren, mit dem Tod Mao Zedongs, war der Spuk schließlich vorbei.

Heutzutage ist dies natürlich nicht mehr der Fall, und mittlerweile leben unzählige Ausländer in China. In größeren Städten wie Peking und Shanghai gehören sie daher zum normalen Stadtbild und erregen nur noch selten Aufsehen unter der einheimischen Bevölkerung. Doch schon ein paar Kilometer außerhalb der Stadtgrenzen stößt die ›Langnase‹, wie die Ausländer noch immer gerne genannt werden, auf ungläubige Augen und pure Neugierde. In die Tiefen der Provinzen verirren sich eben die wenigsten.

Dort lebende Chinesen haben wahrscheinlich noch nie einen blonden Menschen gesehen. Die Wanderarbeiter, die sich um Peter formatiert hatten, gehören auch dazu. Sie haben sich noch nicht

daran gewöhnt, Kulleraugen und helle Haare zu sehen. Geschweige denn mit diesen fremdländischen Wesen zu reden. Und wo sie schon so anders aussehen, müssen sie ja auch ganz anders sein. Dies gilt es, herauszufinden. Mit den immer gleichen Fragen.

Trotz vieler Berichte im Fernsehen oder in Zeitungen über Ausländer wird ein persönliches Zusammentreffen mit der Möglichkeit, viel über ihn zu erfahren, noch immer gerne ausgenutzt. Die Fragen, die, wie abgesprochen, von jedem Chinesen gestellt werden, beziehen sich fast alle auf das persönliche Leben, da die Antworten dann Vergleiche mit dem eigenen Leben zulassen. Und sie geben Aufschluss über die Gepflogenheiten eines anderen Landes. Eine unverheiratete Frau über 30? Ein alleinstehender Mann mit Kind? In China etwas Besonderes!

Wer ein wenig in das Land eindringt, fern von den touristischen Trampelpfaden, muss damit rechnen, dass sich Menscentrauben um einen herum bilden. Ähnlich wie die kleine Gruppe Wanderarbeiter um Peter. Wir Europäer sind eben genauso exotisch für sie wie die Asiaten für uns.

3 TIĚ CHŭ CHÉNG ZHĒN¹

WO EIN WILLE IST, IST AUCH
EIN WEG

铁杵成针

Das Leben im Wohnheim gefällt Peter eigentlich ganz gut, und dass er sich Toilette und Bad mit anderen teilen muss, ist nur halb so schlimm. Was ihn aber wirklich stört, sind die Temperaturen in seinem Zimmer. Sein Thermometer zeigt sechzehn Grad an, kein Wunder, dass ihm die Finger beim Schreiben fast abfrieren. Seine Beschwerde beim Wohnheimbüro hat nicht viel genützt, sechzehn Grad sei die gesetzliche Mindesttemperatur, er solle wiederkommen, wenn nur noch fünfzehn Grad seien.

ÜBRIGENS

Nicht nur die Innentemperatur ist, wie die Dame vom Unibüro außerdem erklärte, in China gesetzlich geregelt, auch die Heizperiode. Die Heizphase beginnt am 15. November und endet am 15. März. Dabei ist es vollkommen egal, wie kalt es draußen ist. So kann es gut passieren, dass die Bewohner bei laufender Heizung die Fens-

1 Wörtlich: Ein Stößel kann zu einer Nadel werden.

ter aufreißen, weil sie es vor Hitze nicht mehr aushalten. Öfter ist es aber eher so, dass man sich mit Mantel und Mütze zum Abendbrot setzt, um nicht beim Essen zu frieren. Dazu gibt es noch eine geografische Grenze für Heizungen: Nördlich des Yangtze-Flusses gibt es sie, südlich davon nicht. Selbst wenn die Temperaturen in Südchina selten unter 10 Grad fallen, kühlen die Wohnungen doch aus, und den Chinesen bleibt nichts anderes übrig, als im Zwiebellook herumzulaufen. Draußen ist es dann oft angenehmer als im eigenen Wohnzimmer. Neue Wohnungen verfügen heutzutage aber über eine Klimaanlage, die im Winter für Wärme sorgen kann.

In seiner Verzweiflung inspiziert er gründlich den Heizungskörper, versucht, an jedem Rädchen zu drehen, fühlt die oberen und die unteren Rohre und stellt dann fest: Unten ist die Heizung einigermaßen warm, oben aber ganz kalt. Sie ist bestimmt nicht entlüftet.

Doch auch nach erfolgreicher Entlüftung kann Peter keinen Unterschied feststellen. Er geht also erneut zum Wohnheimbüro und berichtet über den Zustand der Heizung.

Ob nun sein Tatsachenbericht Erfolg brachte oder die Sekretärin fürchtete, er käme jetzt jeden Tag zum Beschweren, weiß er nicht. Jedenfalls stehen kurze Zeit später drei Handwerker vor seiner Tür. Einer von ihnen beginnt, an der Heizung etwas ab- und wieder anzumontieren, während die anderen interessiert das Zimmer des Ausländers begutachten.

»In zwei Tagen müsste die Heizung heiß sein«, macht der Monteur Peter noch Hoffnungen, bevor die Handwerker das Zimmer wieder verlassen.

Schnell ist es gegangen, freut sich Peter. Doch freut er sich nicht lange. Nach zwei Tagen passiert nämlich gar nichts, im Gegenteil, die Heizung ist noch kälter. Und zu seinem Entsetzen entdeckt Peter ein kleines Loch im Heizkörper. Leise zischend entweicht das Wasser in einem kaum sichtbaren Strahl.

Die Sekretärin rollt mit den Augen, als Peter wieder vor ihr steht, verspricht aber, die Handwerker erneut vorbeizuschicken.

Diese rücken diesmal zu viert an, einer mit einer großen Rohrzan-ge in der Hand. Das Werkzeug lässt der Träger missmutig sinken, als er den Schaden betrachtet. Das Loch kann er damit nicht repara-rieren. Er wäre aber kein echter Chinese, nähme er die Herausforde-rung nicht an, eine entsprechende Lösung zu finden.

ÜBRIGENS

In staatlichen Firmen oder Organisationen gibt es oft eine kleine Schar von Handwerkern, die auch immer gemeinsam Schäden be-heben. Nicht, weil es so kompliziert ist, sondern weil sie oft einfach nicht besonders viel zu tun haben und sich langweilen. Dann ist es doch viel spannender, wenigstens den anderen bei der Arbeit zu-zusehen.

»Die Heizung muss ausgetauscht werden«, schlägt Peter vor.

Der Monteur schüttelt mit dem Kopf, kniet sich vor das sprudeln-de Wasser und überlegt. Aber keinesfalls wortlos. Alle vier Hand-werker fachsimpeln lautstark über die Reparatur.

Peter, der dachte, er verstünde eh kein Wort des Klempnerchinese-s, überhört dabei Wörter wie *kuàizi*, Esstäbchen, und *fēn*, die kleinste Münze der chinesischen Währung. Fragend schauen ihn die Handwerker an.

Ach so, ob er so etwas habe? Natürlich! In einer Schale findet Pe-ter eine Münze und in der Wohnheimküche gibt es Einwegstäbchen.

Während ein Handwerker sich daran macht, Splitter aus dem Ess-stäbchen zu häckseln, biegt ein anderer die Münze mit der Zange um. Die beiden anderen wiederum schauen sich ungeniert im Zim-mer um, begutachten Fotos an der Wand, stöbern in dem kleinen Bücherregal und betrachten interessiert den großen Gymnastikball,

den Peter statt eines Schreibtischstuhls benutzt. Der junge Deutsche ist hingegen so auf die Reparatur fixiert, dass ihm die dreiste Neugierde der Chinesen gar nicht auffällt.

Gebannt beobachtet er, wie der Handwerker nun einen Splitter der Esstäbchen in das Loch drückt, ein Stück Leder darüber legt und dann die kunstvoll gebogene Münze passgenau in die Heizungs-delle einarbeitet. Das Ganze zurt er mit einem Stück Draht fest und sagt freudestrahlend: »Fertig!«

Zur Belohnung dürfen alle vier einmal auf dem Ball sitzen, was sie mit einem »*hěn shūfu*«, sehr bequem, quittieren.

Ein letztes Mal blickt der Monteur auf sein kunstvolles Werk. Zum Glück, denn das Wasser hat sich bereits einen Weg gesucht und tropft wieder munter in die Auffangschüssel.

Peter erinnert noch mal zaghaft an die Idee einer neuen Heizung, wird aber nur kopfschüttelnd um einen Zahnstocher gebeten. Der ersetzt nun die Splitter, Leder und Münze werden erneut darüber mit dem Draht festgezogen, und die zweite Warterunde verkürzen sich die Fünf mit dem Peter schon bekannten Fragenkatalog zu seiner Person.

Nebenbei raucht jeder, bis auf Peter, noch eine Zigarette, die sie ungerührt auf dem Fußboden austreten.

KEINE SORGE, LIEBER LESER, ...

... der Fußboden besteht aus blankem Beton. Teppiche sind in dieser Episode nicht zu Schaden gekommen. Und die scheinbare Respektlosigkeit, in jemandes Wohnzimmer Zigaretten auf dem Boden auszutreten, rührt schlicht von der Tatsache, dass es für Chinesen normal ist, in einigen Restaurants, Hotelzimmern, Zugabteilen oder auch den eigenen Wohnungen jeglichen Dreck auf den Boden zu werfen. Der Teppich hat sich als Auslegeware in China nicht überall durchgesetzt, Betonböden, Kacheln oder Laminat sind einfach pflegeleichter. Mit einem Wisch ist alles weg!

Nach einer Viertelstunde hat sich noch immer kein Wassertröpfchen gezeigt, und die Operation wird als gelungen erachtet. Zufrieden mit sich ziehen die Handwerker von dannen, und Peter räumt das Schlachtfeld auf. Nicht nur die Kippen muss er wegräumen, auch Holzsplitter, Drahtreste und Papier der Zigarettenschachteln haben die Handwerker achtlos auf den Boden fallen lassen, ironischerweise direkt neben den Papierkorb.

Lange währt die Freude über die erfolgreiche Reparatur allerdings doch nicht. Schon am nächsten Tag findet Peter eine kleine Pfütze unter der Heizung. Beim vierten Besuch im Wohnheimbüro lässt der Deutsche sich nicht mehr so schnell abweisen, und schließlich willigt die Wohnheimverwaltung dann doch ein, den ganzen Heizkörper auszutauschen.

Stolze neunzehn Grad meldet jetzt Peters Thermometer. Und da ihm immer noch kalt ist, macht er es nun wie die Chinesen: Zwiebellook anziehen und heißen Tee trinken.

Erfinderisches China

Die Kreativität der Handwerker hat ihren Ursprung in der jüngeren Vergangenheit. Lange, bis in die 90er-Jahre des letzten Jahrhunderts, waren in China viele Dinge knapp. Man musste erfinderisch sein und sich manchmal auch mit notdürftigen Lösungen zufriedengeben. Niemand schmiss etwas weg, auch die rostigste Schraube fand irgendwann ihre neue Bestimmung.

Selbst heutzutage ist der Chinese noch sparsam, sammelt und verfremdet Dinge, um eine Neuanschaffung zu umgehen. Auch wenn es mittlerweile fast alles im Überfluss gibt. In den Köpfen der jüngeren Generation ändert sich das langsam. Sie gönnen sich lieber einen neuen Wok, anstatt den Griff des alten mit Draht neu zu befestigen.

Abgesehen von dem ökonomischen Motiv, sind die Chinesen aber von Natur aus ein schöpferisches Volk. Ihnen werden vielzählige Entdeckungen und Erfindungen zugesprochen. Die bekanntes-

ten kennt jeder, Chinesen nennen *sie sì dà fā míng*, die vier großen Erfindungen.

Dazu gehören das Papier (ca. 100 n. Chr. – wobei ich Sie bitten möchte, mich nicht auf diese und die folgenden Jahreszahlen festzunageln, jede Quelle macht andere Angaben), die Druckkunst (ca. 800 n. Chr.), das Schießpulver (ca. 1000 n. Chr.) und der Kompass (ebenfalls ca. 1000 n. Chr.).

Doch schon lange vorher, um 7000 v. Chr., begannen die Asiaten, bemerkenswerte Innovationen zu entwickeln. Die Hemudu-Kultur zum Beispiel, die in der Provinz Zhejiang entstand, baute Reis an, züchtete Seidenraupen und soll sogar Lacke erzeugt haben. Das Hanfseil kommt ebenfalls aus China, und es gibt Hinweise, dass es schon 2800 v. Chr. in Benutzung war.

Aufzeichnungen zufolge haben chinesische Ärzte schon 2000 v. Chr. ihre Patienten mit Akupunktur und Moxibustion behandelt. Auch bauten die Chinesen damals schon Bewässerungssysteme und Dämme. Und für die Große Mauer sollten bald, einigen Quellen zufolge, die ersten Grundsteine gelegt werden. (Wie bei den meisten Zeitangaben ist auch der Baubeginn der Chinesischen Mauer nicht wissenschaftlich erwiesen. Einige Quellen sprechen von 500 v. Chr., andere von 220 v. Chr., die Zeit, in der Chinas erster Kaiser Qin Shihuang regierte. Aber was sind schon 300 Jahre, wenn die Bauzeit schließlich doch 2.000 Jahre betrug?)

Viele andere Utensilien, die wir heute noch nutzen, haben ihren Ursprung im alten China, wie zum Beispiel Porzellan, Geldscheine, Klopapier, Taschentücher oder die Schubkarre. Auch die Zahnbürste wurde im 15. Jahrhundert n. Chr. das erste Mal bei einem chinesischen Mönch in Benutzung gesehen.

Eine weitere große Entdeckung war die Erfindung des Seismografen um 130 n. Chr. Der Astronom und Mathematiker Zhang Heng nahm dafür eine bewegungsempfindliche Vase, die zu acht Seiten mit jeweils einem Drachenkopf bestückt war, in deren Mäulern Kupferkugeln lagen. Unter den Mäulern saßen Frösche, die die Kugeln auffingen. In der Vase hing ein Pendel, welches im Falle

eines Erdbebens hin und her schwang. Es dauerte allerdings bis zum Jahr 138 n. Chr., dass seine Erfindung allgemeinen Zuspruch fand. Als nämlich eines Tage eine Kugel aus dem Drachenmaul fiel, lachten ihn erst einmal alle aus – ein Erdbeben hatte niemand mitbekommen. Ein paar Tage später kam allerdings die erstaunliche Nachricht, dass es in einer 500 Kilometer entfernten Stadt tatsächlich ein Beben gegeben hatte. Seitdem lachte niemand mehr und Zhang Heng wurde als großes Genie gefeiert.

Es ist nie ganz sicher, wer wann welche Erfindungen hervorgebracht hat, und jeder schmückt sich mit Federn, die ihm vielleicht gar nicht zustehen. Bei Ausgrabungen wird so einiges gefunden, aber keiner weiß, ob nicht an anderer Stelle ein ähnlicher Fund noch vergraben liegt und sogar noch älter ist. In solch einen Fall ist die Nudel verstrickt: Lange galten die Italiener als die Erfinder der leckeren Spezialität, bis im Jahr 2005 ein Archäologenteam in der Stadt Lajia in der Provinz Qinghai eine unberührte Pastamahlzeit entdeckte, die 4.000 Jahre alt sein soll. Hat Marco Polo sie dann doch aus China mitgebracht und nicht umgedreht, wie die Italiener behaupten? Vielleicht kommt ein findiger Chinese ja auch bald hinter das Geheimnis von Zeitreisen, dann könnten diese Fragen endlich geklärt werden.